



Marina Moeller-Gambaroff

Marina Moeller-Gambaroff über Nancy Friday: „Wie meine Mutter“

Aufstand gegen die Mutterliebe

Das Buch der New Yorker Autorin Nancy Friday — Originaltitel: „My Mother — my Self“ — wurde schon wenige Wochen nach dem Erscheinen in den USA zum Bestseller (SPIEGEL 24/1978). — Marina Moeller-Gambaroff, Mitglied des Gießener Psychoanalytischen Instituts, arbeitet als Analytikerin in einer psychotherapeutischen Praxisgemeinschaft.

Alle Frauen sind Töchter von Müttern, viele Mütter von Töchtern. In unserer kulturellen Tradition hat diese wesentliche menschliche Beziehungskonstellation als Topos von öffentlichem Interesse kaum je Beachtung gefunden, sondern blieb ausschließlich auf den privaten Bereich beschränkt. Eine Betrachtung und Darstellung von Frauen ergab sich im allgemeinen unter dem Aspekt ihrer Beziehung zu Männern: als Ehefrauen oder Geliebte, als Mütter von Söhnen, als Töchter von Vätern.

Auch die Frauenbewegung hat sich lange Zeit ausschließlich mit diesem durch den Mann bestimmten Aspekt befaßt: Frauen als Unterdrückte und Abhängige in einer patriarchalischen Welt. Erst die nur sehr zögernd auftauchende Frage nach sich selbst, nach den eigenen spezifisch weiblichen Ursprüngen, brachte die Hinwendung zur Mutter-Tochter-Problematik. Daß dieser Beziehungskomplex erst allmählich aufgearbeitet wird, läßt auf eine hohe innere Barriere schließen, so, als sei die Begegnung mit der Mutter — zumindest für das Unbewußte — ängstigender als die, häufig sehr kämpferische, Auseinandersetzung mit dem Mann.

Inzwischen kann man in den USA — der deutschen *women's lib* zeitlich immer eine Nasenlänge voraus — von einem Boom des Mutter-Tochter-Themas sprechen. Es gibt dort Workshops, Seminare, Forschungsprojekte und sogar eine eigene Selbsthilfegruppen-Organisation — „Daughters United“ — die sich mit der Analyse dieses so lange nicht beachteten und deswegen vielleicht auch so verwirrenden Beziehungskomplexes befassen.

Ein weiterer Indikator für das öffentliche Interesse sind die zahlreichen Publikationen aus dem angelsächsischen Raum, die mit einer Verzögerung von ein bis zwei Jahren den deutschen Büchermarkt erreichen. Häufig kamen

die Autorinnen aus persönlicher Betroffenheit zur Bearbeitung der Thematik: etwa die Soziologin Pauline Bart, die das psychische Dekompensieren ihrer Mutter mit ihrem vielbeachteten Essay „Portnoy's Mother's Complaint“ für sich in den Griff zu bekommen versuchte; oder Signe Hammer, eine New Yorker Publizistin, für die der Selbstmord ihrer Mutter der Anstoß war, sich in ihrem Buch „Töchter und Mütter“ (Goverts, 1977) mit den



Nancy Friday:

„Wie meine Mutter“

Deutsch von Ute Seesslen

Goverts/S. Fischer Verlag

452 Seiten
29,80 Mark

spezifischen Interaktionsproblemen zu befassen. Ich schätze dieses etwas spröde geschriebene, sachlich gut fundierte Buch, zumal es die Schwierigkeiten weiblicher Identitätsbildung sehr präzise deutlich macht.

Jetzt ziehen offensichtlich auch deutsche Autorinnen nach. Von Barbara Franck, Chefredakteurin der Frauenzeitschrift „Petra“, erscheint im Herbst 1979 bei Hoffmann und Campe „Ich schaue in den Spiegel und sehe meine Mutter“. Dabei handelt es sich um Gesprächsprotokolle mit Töchtern, einen Text der — vom einleitenden Aufsatz des Psychoanalytikers Michael Lukas Moeller abgesehen — auf jede weitere Bearbeitung und Einordnung verzichtet und das subjektive Erleben der Interviewten für sich sprechen läßt.

Den bemerkenswertesten publizistischen Erfolg jedoch hat Nancy Friday mit ihrem Buch „Wie meine Mutter“. Seit 1977 sind allein in USA 2,6 Millionen Exemplare verkauft worden. Da andere Publikationen mit einer verwandten Thematik keineswegs derartig schwindelerregende Auflagenhöhen erreichten, stellt sich die Frage, warum gerade dieses Buch einen so ungeheuren

Anklang hatte. Verdient es Beachtung wegen seines Inhaltes oder primär wegen der Resonanz in der amerikanischen Öffentlichkeit?

Ich bin mit sehr zwiespältigen Gefühlen an das Buch herangegangen. Zum einen war ich neugierig, ob ich mich in meiner eigenen Geschichte als Tochter und Mutter einer Tochter wiederfinden und für meine psychotherapeutische Arbeit mit Frauen Gewinn haben würde. Zum anderen war ich skeptisch, gerade weil dieses Buch zum Bestseller geworden ist.

Nancy Friday ist eine versierte Publizistin. Sie arbeitete mehrere Jahre als Reiseschriftstellerin, bevor sie sich spezifisch weiblichen Themen zuwandte, mit denen sie sich auf Anhieb Gehör verschaffen konnte. Nunmehr ist sie geradezu eine nationale Institution für Frauenfragen geworden.

In ihrem Buch über „Die sexuellen Phantasien der Frauen“ (Scherz-Verlag) beschränkte sie sich noch darauf, die wörtlichen Aussagen von über 400 Frauen nach verschiedenen Themenkreisen zu ordnen und jede Kategorie von Phantasien mit einem kurzen eigenen Kommentar zu versehen. Sie hatte — zu Recht — auf die Zugkraft der Phantasien vertraut.

Auch bei dem hier vorliegenden Buch bildet eine Fülle von Material aus Gesprächen mit über 200 Frauen, häufig Mütter und Töchter aus derselben Familie, die Ausgangsbasis der Autorin. Aber die Widersprüchlichkeit der Aussagen hat sie zu einer differenzierten Aufbereitung der Thematik gebracht.

Man sieht sich also keiner bloßen Zusammenstellung mehr oder weniger spannender Interviews, sondern einer Art Phasenlehre weiblicher Entwicklung gegenüber.

Gespräche mit Experten — Psychotherapeuten, Erziehern, Ärzten, Soziologen — fließen ebenso mit ein wie eine sehr ausführliche Darstellung der eigenen Biographie im Hinblick auf ihre Beziehung zu ihrer Mutter und bestimmen das Buch mehr als die nur noch knapp gehaltenen Aussagen der befragten Frauen, die vor allem zur prägnanten Illustration spezifischer Probleme eingesetzt werden.

Das Buch ist in zwölf Kapitel gegliedert. Im ersten, „Mutterliebe“, schreibt sich die Autorin einen Teil ihres Zornes über die Lügen, mit denen Mütterlichkeit in unserer Gesellschaft verbrämt wird, von der Seele. Sie versucht nachzuweisen, daß fast überall, wo konventionellerweise das Wort Mutterliebe gebraucht wird, Begriffe wie Unterdrückung, Heuchelei und Verlogenheit viel eher am Platze wären. Vollkommene Liebe zwischen Mutter und Tochter werde als selbstverständlich propagiert, obwohl doch ein Eingeständnis ambivalenter Gefühle oder mütterlicher Fehlbarkeit beide Seiten dieser aufgrund desselben Geschlechtes so eigenartig eingeschworenen Gemeinschaft entlasten könnte.

In diesem Kapitel klingen bereits sämtliche Themen an, die Nancy Friday für ihre Analyse der Mutter-Tochter-Beziehung wesentlich erscheinen, vor allem aber die in ihren Augen fast schicksalhafte Abspaltung der Sexualität aus der Kommunikation von Mutter und Tochter.

Die nächsten Kapitel sind dann den einzelnen Stationen weiblicher, genauer: töchterlicher Entwicklung gewidmet. Von den Phasen frühester Kindheit über so entscheidende Ereignisse wie Menstruation und Defloration und über psychosoziale Phänomene wie die Gruppenbildung gleichaltriger Mädchen oder die Anlehnung an dringend benötigte Ersatzmütter, die Zeit des Alleinlebens, die Bildung einer festen Partnerschaft bis hin zum Tod einer Mutter und der Geburt einer Tochter führt Nancy Friday den Kreislauf weiblichen Lebens vor.

Bewundert habe ich vor allem die klare und allgemeinverständliche Art, mit der Nancy Friday komplizierte Zusammenhänge aus dem psychoanalytischen Wissen über die symbiotische und die Trennungs-Individuations-Phase der ersten Lebensjahre dargestellt hat. Auch der Abschnitt über „Körpervorstellung und Menstruation“ ist ihr, was die Vermittlung psychodynamischen Verständnisses anbelangt, gut gelungen.

Sehr überzeugend ist weiterhin die Charakterisierung überenger Mutter-Tochter-Verhältnisse, in denen es nicht zur Auflösung der Symbiose gekommen ist und für die auch noch bei fortgeschrittenem Alter beider Beteiligten so anachronistische Verhaltensweisen wie Manipulation über Schuldgefühle, Heimlichkeiten, Ohnmachtsgefühle und hilflose Wut typisch sind.

Was in der Mutter-Tochter-Verbindung häufig fehlt, nämlich die gegenseitige Anerkennung und Achtung von Grenzen, also persönliche Eigenständigkeit, ist in Nancy Fridays Augen auch die entscheidende Barriere für eine konstruktive Partnerschaft mit Männern.

Sie kann sehr genau nachweisen, daß viele Männer im Grunde nur das Erbe

Die Geschichte
eines Mannes, der
den amerikanischen
Traum nicht
nur träumt.



Die EINWANDERER

Howard Fast

Schauplatz dieses großen Familienromans ist San Francisco. Den historischen Hintergrund bilden das aufblühende junge Amerika, der Erste Weltkrieg, die große Depression. Aufstieg und Fall einer ganzen Generation – ein farbiges, zum Bersten mit Leben angefülltes Romanpanorama.

»Mitreißend wie Irving Shaws ›Aller Reichtum dieser Welt‹.«
News Agent, New York



Roman. Aus dem Amerikanischen von Karl A. Klewer
438 Seiten. Geb. DM 32,-

Rowohlt

der Mutter antreten. Die „mannbaren“ Töchter flüchten sich wie Kleinkinder von einer Symbiose in die Sicherheit der nächsten und bleiben durch die mangelnde Fähigkeit zur Abgrenzung weiterhin verschmolzen, also identitätslos.

Die Argumentation der Autorin ist treffend, wenn sie zeigt, daß Trennung und Abgrenzung Vorbedingungen für Liebe und reife Sexualität sind, eine prolongierte Symbiose das Hindernis: „Wahre Sexualität, bleibende sexuelle Spannung kann nur zwischen zwei getrennten Personen bestehen, die sich jede ihrer individuellen Einheit und damit auch der fremdartigen Anziehungskraft der anderen Person bewußt sind... In der Symbiose gibt es keine Leidenschaft. Kann es aufregend sein, wenn die rechte Hand die linke streichelt?“ Trennung ist nicht das Ende von Liebe, sie schafft erst Liebe.

Irritiert hat mich an dem Buch, daß Nancy Friday viele für die weibliche Entwicklung wesentliche Themen zwar immer wieder anschneidet, aber im Rahmen ihres doch recht umfangreichen Werkes nicht genügend ausführt.

So etwa die Rolle des Vaters als bedeutsamem Dritten, der die Ablösung der Tochter von der Mutter, aber auch umgekehrt die Trennung der Mutter von der Tochter erleichtern könnte; oder die Macht des Wiederholungszwanges, die es so erschwert, neue, eigene Wege zu gehen; oder die familiendynamisch so entscheidende Mehr-Generationen-Perspektive. Nancy Friday bleibt gewissermaßen an die Symbiose fixiert. Obwohl so viel mehr Themen angesprochen werden, bleibt der erbitterte Kampf gegen die symbiotischen Fallen, die uns angeblich die Mütter stets und ständig stellen, die zentrale Aussage ihres Buches.

Nancy Friday hat mit ihrem Buch ein Stück Selbsttherapie versucht, wie ich finde, eines der besten Motive für das Schreiben überhaupt. Meinem Eindruck nach ist ihr allerdings eine qualitative Veränderung nicht gelungen. Sie hat ihre Grundposition nicht gewechselt, sie hat sie allenfalls modifiziert.

Im ersten Kapitel ist sie die zornige Tochter, die sich anschickt, den verlogenen und unterdrückenden Begriff der Mutterliebe zu decouvrieren. Im letzten Kapitel ist sie nicht mehr zornig, sondern voller Freundschaft, Hochachtung und Verständnis für die Mutter, aber sie selbst ist nach wie vor Tochter geblieben. Gerade dies ist für mich das Unerfreulichste an dem Buch.

Im Grunde schreibt Nancy Friday für Töchter aller Altersstufen, seien sie nun siebzehn oder siebzig, hätten sie nun selber Kinder oder nicht. Solange sie nicht die Position der durch die Mutter bestimmten Tochter aufgeben kann, und sei sie eine auch noch so emanzipierte Tochter, so lange bleibt

sie in ihrer publizistischen Funktion für Frauen anti-aufklärerisch.

Natürlich geht es nicht darum, die Erlangung der Mutterrolle mit Hilfe eines eigenen Kindes als den einzigen Beweis weiblicher Reife anzusehen. Es geht vielmehr darum, die Tochterrolle wie die Mutterrolle in ihrer Dialektik zu begreifen. Beide sind aufgehoben in einer integrierten weiblichen Identität, zu der es gehört, Tochter wie Mutter sein zu können, jedoch beide Positionen als Durchgangsstadium erleben und sie auch aufgeben zu können.

Erst dann ist die Hinwendung zu anderen Partnern — Männern wie Frauen — wirklich möglich, erst dann kann sich weibliche Identität voll definieren und weitere Lebensbereiche erfassen. Eine Frau, die ihre Lebensberechtigung

wird zu einem grandiosen Sündenbock, die wenigen Seiten Alibi-Argumentation fallen da nicht ins Gewicht.

Gerade der latente Sündenbock-Mechanismus des Buches scheint mir auch das Geheimnis seines Erfolges zu sein. Nancy Friday spricht in allen Frauen die Tochter an. Wie entlastend, versichert zu bekommen, daß es die Mutter ist, die uns nicht gehen lassen kann, die an uns klammert, die uns die Sexualität verbietet. Wer delegierte nicht ganz gern die Verantwortung für sich selbst, schlüpfte nicht ganz gern einmal in die Kindlichkeit?

Was nach der gründlichen Analyse einer komplizierten Beziehung aussieht, was im Gewande der wohlmeinenden solidarischen Aufklärung daherkommt, ist in meinen Augen eine neuerliche



Mutter-Kritikerin Nancy Friday, Mutter: Grandioser Sündenbock

allein daraus schöpft, daß sie sich als Mutter begreift, ist im Grunde ebenso bedauerenswert wie eine Frau, die sich ihr Leben lang als Tochter fühlt, sei es, indem sie ständig Bevormundung provoziert, sei es, indem sie in tiefer Gegenabhängigkeit zu allem nein sagen muß, was ihr von ihrer Mutter vorgelegt wurde.

Nancy Friday ist zu intelligent, um diesen Sachverhalt nicht begriffen zu haben. Auf einigen wenigen Seiten beteuert sie, wie wichtig es sei, den Müttern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihnen nicht alle Schuld zu geben, auch bei sich selbst einen Teil der Verantwortung für die Misere dieser Beziehung zu sehen.

Ihre emotionale Botschaft ist jedoch eine ganz andere: Über 400 Seiten Text wüten gegen die Macht der Mütter, geben alle Schuld an der eigenen Einschränkung den Müttern. Die Mutter

Festschreibung der Frauen auf ihren unfreien Status.

Die Tochterrolle ist doch nur scheinbar die Position mit dem größeren Freiraum für Beruf, Karriere, Mann, ungestörte Sexualität. Die Aufteilung von erwachsenen Frauen in die gegensätzlichen Klassen von Müttern und Töchtern kommt der Verfestigung eines Spezialistentums gleich und damit letztlich einer Entfremdung der Frauen von sich selbst.

Nancy Friday provoziert keine grundlegende Überprüfung der Rolle der Frau. Offenbar vermittelt sie jedoch vielen Leserinnen das angenehm prickelnde Gefühl, sich auf ein „Tabu-Thema“ eingelassen zu haben. Daß kein Tabu gebrochen wird, ist das angenehm Beruhigende. Veränderungen sind nicht gefordert. „Wie meine Mutter“ ist bei genauer Betrachtung ein konservatives Buch. ◆